

Ausklang am Rhein : eine Johannes Brahms-Skizze

Autor(en): **Georgi, Stephan**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **42 (1938-1939)**

Heft 17

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-670339>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

die Ebene fort und grüßten die Berge, die wir am Morgen überquert hatten, nur von weitem. So kam ich unverhofft noch einmal nach Verona. Es dämmerte. Ein rötlicher Schimmer lag auf der Arena. Was vor kaum einer Woche mit dem Reiz der Neuheit mich bezaubert hatte, war schon Erinnerung geworden, die Piazza Erbe, die Skaliger-Gräber und mancher ehrwürdige Palazzo. Es tat wohl, noch ein paar Schritte zu machen, bevor wir das letzte Stück unserer Route unter die Räder nahmen. Dann fiel die Nacht ein. Aber noch lange waren Weg und Steg gut zu erkennen. Die Straßen wurden leer, ein gutes Tempo durfte innegehalten werden. Nun fuhr ich auch diese Strecke zum zweiten Mal. Es ging nach Peschiera und dann dem Gardasee entlang. Er rührte sich kaum. Mit ernster Miene lag er

da. Nur selten einmal blizte von drüben ein Licht auf. Ein Auto verschlüpft sich in einen Tunnel. Als die Ufer immer näher zusammenrückten, wußte ich: das Ziel wird nicht mehr weit sein. Malcesine! Die Burg! Prächtig, die geheimnisvollen Umrisse in der Nacht. Immer steiler wurden die Ufer, immer näher rückten die Felsabstürze ans Wasser. Jetzt folgten die Galerien, die romantischen Zeugen vor Torbole. Und Torbole, war es nicht so viel wie das erste Willkommen des nördlichen Benacus? Es galt noch, den fürwitzigen Gipfel des Monte Brione zu überwinden, und Riva war erreicht, der Kreis geschlossen.

Wahrlich ein Tag, der uns viel, unendlich viel beschert und manches mehr als er versprochen hatte!

Venedig.

Hier seht ihr freilich keine grünen Auen
Und könnt euch nicht im Duft der Rose baden,
Doch was ihr saht an blumigen Gestaden,
Vergeßt ihr hier und wünscht es kaum zu schauen.

Die sternige Nacht beginnt gemach zu tauen,
Um auf den Markus alles einzuladen:
Da sitzen unter herrlichen Arkaden
In langen Reihen Venedigs schönste Frauen.

Doch auf des Platzes Mitte treibt geschwinde,
Wie Canaletto das versucht zu malen,
Sich Schar an Schar, Musik verhaucht gelinde.

Indessen wehn auf ehrnen Piedestalen
Die Flaggen dreier Monarchien im Winde,
Die von Venedigs altem Ruhme strahlen.

Platen.

Ausklang am Rhein.

Eine Johannes Brahms-Skizze von Stephan Georgi.

Der Nachtzug fuhr dem Rhein entgegen. In unruhigem Halbschlaf saßen die Fahrgäste im Polster; in der Ecke ein breitschultrig untersehter Mann, dem ein grauer Vollbart breit auf die Brust wallte, langes Haar in den Nacken fiel. Bei jedem Halten des Zuges fuhr er auf, blinzelte mit übermüdeten Augen kurzzeitig zum Fenster hinaus, um die Station zu erforschen, nahm mit kummervollem Seufzer wieder Platz. Wie langsam rollten die Räder! An dreißig Stunden saß er nun schon in der Bahn. Gleich nach dem Eintreffen der Trauerbotschaft war er aus Ischl aufgebrochen, hatte in überstürzter Hast den falschen Zug bestiegen, eine Irrfahrt unternommen, die viel Zeitverlust bedeutete. Würde er nun noch zurechtkommen?

Als der Zug Bonn erreichte, läuteten die Glocken zum 1896er Pfingstfest. Sie schwangen ihre ehernen Klänge übers Land, hinaus zum Rhein und hinüber zum Friedhof, wo man Klara

Schumann, die weltberühmte Pianistin, begrub.

Der Graubärtige umging die vielköpfige Trauergemeinde, betrat unbemerkt die Kapelle, verbarg sich hinter Palmen und Kränzen. Er mochte jetzt niemand sehen, niemand sprechen, wollte in abschiedschwerem Gedenken allein sein mit der Toten, der seine Gedanken ein ganzes Leben hindurch gehört hatten.

Erst als der Pfarrer seine Trostrede beendet hatte, der fromme Chor verklungen war und die Bahre aus der Kapelle getragen wurde, verließ er sein Versteck und trat zu den anderen.

„Brahms! Johannes Brahms ist da!“ ging es durch die Reihen der Trauernden. Man überließ ihm in respektvoller Teilnahme den Platz an der Spitze der von überallher herbeigeeilten Freunde; dann ging es zum Grabe, der Sarg senkte sich in die Gruft, vereinte Klara Schumann mit ihrem schon lange hier ruhenden Gatten Robert Schumann.



Venedig. St. Martuskirche.

Stumm warf Brahms dreimal eine Handvoll Sand auf den Sarg. Unaufhaltsam rannen die Tränen ins graue Bartgesträhn nieder.

*

Wie schöner der Toten gedenken als in Musik?

Da saßen die Freunde beisammen, hielten ihre Instrumente bereit; zwischen den Notenpulten brannten die Kerzen. Brahms saß am Klavier.

Ein paar kleine Kompositionen von Klara Schumann, eine Sonate von Robert Schumann. Aber die Trauer lastete noch zu schwer, zu frisch auf den Spielenden, die Gedanken wichen ab von den Noten, irrten zurück.

In die trüb schweigende Stimmung hinein spielte Brahms, als sei er allein mit sich selbst, das Lied „Von ewiger Liebe“. Vor vierzig Jahren hatte er dieses Lied geschrieben. Damals... im ersten jugendheiß hinblutenden Überströmen — für Klara Schumann.

Und stellte danach ein anderes Werk vor sich aufs Instrument, sein letztes, vor wenigen Wochen erst düster ahnungsvoll geschrieben, die „Ernsten Gesänge“. Mit heiserer, brüchiger Stimme sang er den Text, der von Tod und Tränen sprach, von Glaube, Liebe, Hoffnung. „Die Liebe aber ist die größte unter ihnen.“

Da brach er ab. „Der einzige Mensch, den ich wirklich geliebt habe, den habe ich heute verloren.“ Er stand auf, lief hinaus.

Durch die abendlichen Straßen ging er, suchte stille Wege, erstieg einen Hügel, sah hinab auf den Rhein, dessen mondbeglänzte Wellen in ewiger Unrast dahinrannen.

*

Vor vierzig Jahren war der zwanzigjährige Johannes Brahms an den Rhein, nach Düsseldorf, gekommen, um sich und seine ersten bescheidenen Musikwerke dem großen Komponisten Robert Schumann vorzustellen. Bescheidenen Werke? Der Konzertdirektor Robert Schumann, auf dessen Gesicht schon die Anzeichen drohender Krankheit lagen, war über die vorgewiesenen Kompositionen in helle Begeisterung geraten. Wie einen, auf den man längst gewartet, hatte er den jungen Hamburger bei sich aufgenommen, ihm mit Rat und Tat den Weg vorbereitet, ihn in Zeitschriften als den „Blonden Lar“ angekündigt, von dem die Musikwelt noch Wunderdinge erleben werde. Welche Freude, welcher schwingenausspannender Ansporn für den jungen, zweifelnd gekommenen Musiker, in Robert Schumann

einen so edlen Freund und Helfer gefunden zu haben!

Und gar erst Frau Klara Schumann, deren hinreißendes Klavierpiel er schon vor Jahren allbewundernd in Hamburg gehört hatte. Wie eine Erscheinung aus höheren Welten war dem Jüngling diese unvergleichliche Frau erschienen, die über ihren häuslichen Kreis als Gattin und Mutter hinaus immer noch Zeit gefunden hatte, den jungen Gast mit liebevoller Aufmerksamkeit zu umgeben, ihn leise zu führen, mit ihm zu teilen, was sie an künstlerischer Vollendung voraus hatte. In Bewunderung, Vergötterung hatte der junge Brahms zu ihr aufgeblickt.

Und mitten in diesen Harmonien, dieser jubelnden Zuversicht, der erste tiefe Schmerz: Robert Schumann hatte sich in einem Anfall geistiger Umnachtung in den Rhein gestürzt; er konnte gerettet werden und kam in eine Heilanstalt bei Bonn.

Johannes Brahms war in Düsseldorf geblieben, um Klara in ihrem Leid nicht allein zu lassen. Immer enger schloß er sich ihr an. Wäre nicht die bange Sorge um den väterlichen Freund gewesen, nichts hätte erfüllungsreicher sein können als diese Zeit gleichklingender Gedanken, gemeinsamer Arbeit. Wie glücklich war er, sie auf Konzertreisen, zu denen materielle Bedrängnis sie zwang, begleiten zu dürfen. Wie leer und tot schlichen die Tage dahin, wenn sie allein fuhr. Er arbeitete, und was er schuf, schuf er für sie. Er spielte, was er geschrieben, auf dem Klavier durch, und er hörte aus jedem Takt nur den Ruf: Klara! Lag nicht in allen diesen Werken verborgen das Geständnis „Von ewiger Liebe“? Im Wachen und Schlafen sah er Klaras Bild vor sich, das zarte ovale Gesicht mit den dunklen Augen, dem schmalen Stirnband. Und immer tauchte dahinter das andere, vollweiche Gesicht auf, mit dem sinnend in die Ferne gerichteten Blick. Robert Schumann, der treue Freund und Helfer!

Wie eine Flucht war es gewesen, als der junge Johannes Brahms damals mit zerquälter, zerrissener Seele in die Welt hinausstürmte; dem Wege zu, den Robert Schumann ihm gebnet hatte. Von ferne in heißen Briefen beken- nend, was zu sprechen er nicht gewagt: Leben Sie wohl, teuerste Klara; lieben Sie mich fort, wie ich Sie immer und in alle Zeiten hinaus.

*

Immer und in alle Zeiten hinaus.

Johannes Brahms war seinem vorgezeichneten hohen Ziele entgegengegangen. Durchdrungen von seiner Mission, hatte er den Kampf gegen Anfeindungen und Unverständnis aufgenommen, die man seiner eigenwillig ursprünglichen Musik entgegenbrachte. In vierzig Jahren hatte er unermüdlich sein Werk durchgerungen, hinweg über Ausgepiffensein und Auszeichnungen, über Lästerungen und Orden, über Gehässigkeiten zum Ehrendoktor; er war der große Sinfoniker geworden, der Schöpfer des „Deutschen Requiems“, er hatte sich nach langen unstillen Wanderjahren Wien erobert, war nahezu selbst Wiener geworden, hatte einen Kreis guter Freunde um sich, darunter den frohen Tonzauberer Johann Strauß, und war im Grunde doch einsam geblieben. Hatte er nicht vor vielen Jahren in Göttingen einmal heiraten wollen? Es war nichts daraus geworden. Schalt man ihn nicht einen verhärteten Junggesellen? Er kümmerte sich nicht darum.

„Von ewiger Liebe“ hatte er einmal gesungen. Es war noch etwas Schöneres, Höheres, Edleres daraus geworden: eine Freundschaft fürs Leben.

Welche Wege Johannes Brahms auch ging, welche Erfolge er errang, welchen Anfeindungen er begegnete, an allem ließ er Klara in innigem Verbundensein teilnehmen; in Mitfreude und Mitleiden war sie seinem Leben, Schaffen und Aufstieg verbunden. Jedes neue Werk mußte zuerst ihr vorgelegt werden, er sandte es ihr oder fuhr selbst zu ihr, um es ihr vorzuspielen. Die Zeit kam, da sie gemeinsame Konzerte gaben und auch die Zeit, da er, der im Kämpfen und Ringen zum knorrigen Mann Erhärtete, ihr die einstige Führung entgelten, ihr nun mit Rat und Tat zur Seite stehen konnte.

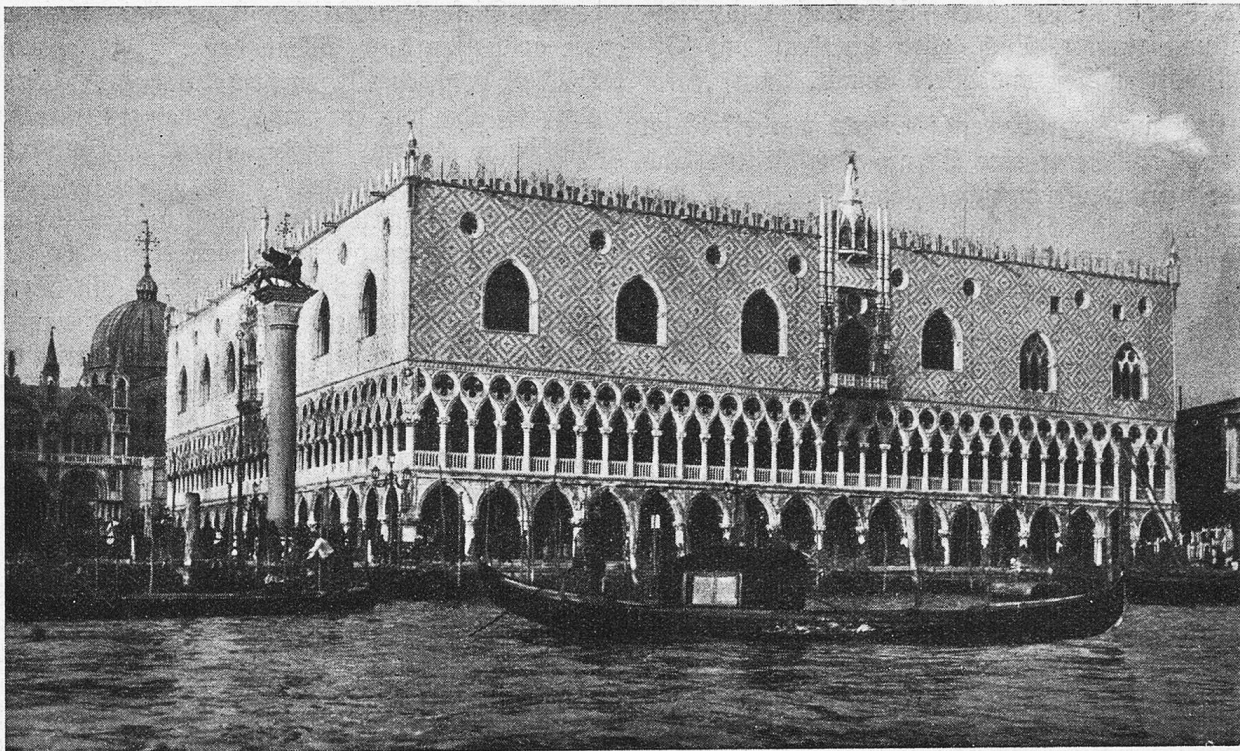
Ein umfangreiches Briefbündel erzählte von einer vierzigjährigen unlöslichen Verbundenheit, einer ideellen Zweisamkeit des Lebens und Strebens.

Johannes Brahms breiter Vollbart war grau geworden. Als Alternder hatte er die Matrone Klara Schumann vor einem Jahre noch einmal besucht, hatte ihr sein neuestes Werk vorgespielt und sie ihm Robert Schumannsche Lieder. Das war das Letzte gewesen.

*

Dort unten strömte der Rhein. Gleichmäßig, großmächtig wie damals.

Wieviel Menschenfreude, Menschenleid mochte



Venedig. Dogenpalast.

er seitdem mit sich hinaus in die weite Unendlichkeit genommen haben?

„Es ist nur ein Schicksal, aber es ist mein Schicksal. Nun habe ich nichts mehr zu verlieren.“

Brahms wandte sich ab, müde, erloschen; ging zurück. Worte aus seinen „Ernsten Gesängen“

gingen ihm durch den Kopf. Wie hieß es da?:
O Tod, wie bitter bist du! Aber hieß es nicht auch: O Tod, wie wohl tust du!

*

Ein Jahr später trug man auch Johannes Brahms zu Grabe.

„Mein alter Herr“.

Von Otto Zinniker.

Eines Tages belauschte ich am Fenster meinen Sohn, der sich im Garten mit einem Kameraden vom Gymnasium unterhielt. Sie sprachen, jeder nach seiner Art und nach seinem Vermögen, die Eigenheiten ihrer Väter durch. Neugier ist nie meine schwache Seite gewesen, dennoch wird man es begreiflich und am Platze finden, wenn ich der angeregten Diskussion meine volle Aufmerksamkeit schenkte. Den vor meinem Fenster begangenen Indiskretionen durfte ich entnehmen, daß mein Sohn im großen und ganzen mit mir zufrieden ist. In manchem sei ich ihm ein Vorbild gewesen, und viel Schweres hätte ich ihm durch väterliches Verstehen und Verzeihen leicht gemacht.

Plötzlich streifte mich ein Wort, das mich stutzig machte und dann im Innersten berührte: „Mein alter Herr...“ Alles weitere entging mir, wie wenn mir jemand über die Ohren geschlagen hätte. Ich zog mich unauffällig von meinem Horchposten zurück und nahm am Schreibtisch irgend eine Arbeit vor. Aber die Feder stockte in der Hand.

Ja, ganz richtig, schon ist es so weit. Schon wirst du in der Dialektik der Gymnasiasten zum Abgang, zum alten Eisen geworfen, grübelte ich. Das Wort ging mir nach. Es war, wie wenn ein Stein in das stille, klare Wasser eines Beckens gefallen wäre. Noch zählte ich mich zur aufstrebenden Generation, die an den Sieg der Ver-